



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Revolution in Haiti.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Flotte übertragen. Nicht bloß im Amur, sondern gleichermaßen im ligurischen Meer überwacht sie ihre „Kohlendepots“ mit bleibenden „Flottenstationen“. Großfürst Konstantin ist Großadmiral und Vertreter der Marinepolitik.

Die Revolution in Haiti.

Wenn es noch des Beweises bedürfte, daß der Neger unfähig ist, Staaten im europäischen Sinne zu gründen, so würde er in den Schicksalen des Negerreiches Haiti zu finden sein, welches soeben wieder einmal seine Regierungsform gewechselt hat, ohne daß darauf hin zu hoffen wäre, es werde sich dieselbe mit dem sittlichen Inhalt füllen, der das Lebensprincip der Staaten bildet. Haiti hat von der Natur alles erhalten, was zum Gedeihen eines Landes nöthig ist, nur eines nicht, Bewohner, die arbeiten wollen und sich selbst regieren können. Es hat ein Klima, welches gesünder ist als das der meisten übrigen Inseln Westindiens. Die Vegetation ist die üppigste, in seinen Wäldern hat es einen Reichthum an edlen Hölzern, in seinen Thälern finden sich weite Strecken des ergiebigsten Bodens, seine Savannen nähren zahllose Rinder und Pferde, seine Berge enthalten edle Steinarten, Salz und Metalle aller Art. Es besitzt endlich eine Lage, die für den Handel überaus günstig ist, und auf allen Seiten gute Häfen für Ein- und Ausfuhr. Es hieß einst die Königin der Antillen, und es wurde als die köstlichste der amerikanischen Perlen in der Krone Frankreichs bezeichnet. Die Ausfuhr betrug damals mehr als 135, die Einfuhr gegen 70 Millionen Franken. Die Insel versandte alljährlich im Durchschnitt 140 Millionen Pfd. Zucker, 75 Millionen Pfd. Kaffee und 7 Millionen Pfd. Baumwolle nach Europa. Jetzt wird von Baumwolle nur noch der vierte Theil von damals, von Kaffee kaum die Hälfte, von Zucker gar nichts mehr erzeugt. Die Mehrzahl der von den Weißen angelegten Pflanzungen sind eingegangen, die Villen, mit denen das Land besäet war, zusammengestürzt, die Zucker- und Indigofelder wieder zu Sümpfen und Wäldern geworden. Ein Amerikaner, der sich auf dem Markt von Jacmel, einer der Haupthandelsstädte Haitis, ein Erzeugniß haitischer Industrie als Andenken mitnehmen wollte, aber nichts als importirte Artikel fand, fragte eine der Verkäuferinnen in den Läden verdrießlich: „Aber was in aller Welt macht man denn nur in diesem Lande?“ — „Rien que des enfants“ antwortete die schwarze Dame, „en voulez-vous, Monsieur?“

Sentimentale Negerfreunde, Ideologen werden dagegen sagen, die Insel ist arm geworden durch ihre Emancipation vom Joch der Weißen, aber sie hat dafür die Freiheit errungen, und ein einziger freier Mann ist mehr werth als jene 75 Millionen Pfund Kaffee und jene 140 Millionen Pfund Zucker zusammengenommen. Der Satz klingt gut, verträgt aber keine Prüfung an der Geschichte. Es war bezeichnend, daß nach dem Abzug des französischen Heeres, welches die Insel wieder erobern sollte, Dessalines, der sich nun zum Kaiser ausrufen ließ, seinem Lande den Namen wieder gab, welchen es gehabt, als es von menschenfressenden Wilden bewohnt wurde. Für die schwarze Race ist jede Emancipation ohne Zwischenstufen gleichbedeutend mit der Erlaubniß zum Faulenzen, jede Gelegenheit zu ungestörter Entwicklung ihres Charakters der Anfang zur Rückkehr in die afrikanische Barbarei, und der Versuch, einen Staat nach europäischem Muster zu gründen, wird unfehlbar auf bloße affenartige Nachahmung in äußerlichkeiten hinauslaufen müssen, hinter welcher der müße Geist urthümlicher Unbändigkeit steht. Indem dieser gelegentlich die Decke hebt und hervortritt, erweckt er bald durch sein kindisch eiteles Wesen unser Lächeln, bald durch finstern Aberglauben unser Grauen, bald durch blutige Thaten die Erinnerung, daß aus dieser Constitution à la Paris, aus dieser goldgestickten Generalsuniform, aus diesem ganzen Abflatsch höherer Cultur der grimme Halb Mensch Dahomeys und des Gallaslandes uns angrinst.

Die Geschichte von Haiti ist seit der Vertreibung der Weißen eine Reihenfolge von Ereignissen und Persönlichkeiten gewesen, welche entweder Caricaturen oder Schauer Gemälde waren. Nach dem blutigen Trauerspiel, dessen letzter Act die gesammte weiße Bevölkerung entweder als Leichen oder als Verbannte zeigte, folgten, bisweilen durch die Pöffe einer Nachäffung europäischen Hofceremoniels unterbrochen, andere Tragödien, in denen die schwarzen und die gelben Leute, sich gegenseitig niedermehelnd, den furchtbaren Racenkampf fortsetzten. Nur selten, und dann immer nur unter der Herrschaft der Mulatten, trat eine Periode des Friedens und einer gewissen Ordnung ein, welche auf eine gedeihliche Entwicklung hoffen ließ. Aber diese Hoffnung hat sich bis heute nicht erfüllt und wird sicher noch so lange auf ihre Erfüllung warten lassen, als den Kindern Afrikas die ihnen nicht zukommende Rolle, die sie seit nunmehr sechzig Jahren gespielt, fortzuspielen erlaubt ist. Constitutionen allein thun es hier so wenig oder noch weniger wie anderwärts. Man hat alle erdenklichen Staatsformen versucht, sie sind immer und immer nach kurzer Zeit zum Despotismus umgeschlagen, dem einzigen System, welches hier einige Lebenskraft zeigt. Die unauslöschliche Feindschaft der Schwarzen gegen alles „blaue Blut“, welche sich auch auf die Mulatten ausdehnt, der unvertilgbare Hang zu Viederlichkeit und Müßiggang, der jeden Versuch

besserer Regierungen, das Volk zur Thätigkeit anzuregen, als tyrannische Vereinträchtigung heiliger Interessen ansah, die Leichtigkeit, mit der jeder General unter den Massen Söldlinge fand, die ihm zur unumschränkten Gewalt verhelfen und ihn so lange darin erhielten, als nicht ein anderer mit Verheißungen bessern Lohnes kam, haben alle Anläufe Einzelner, das Negerthum auf eine höhere Stufe der Gesittung zu erheben, schon nach den ersten Schritten vereitelt.

Zu den genannten Charaktereigenschaften des Volkes von Haiti, welche eine Consolidirung des Staats vereiteln, kommt noch der Umstand, daß die Gegensätze in der Sinnesart dieses Volkes sich geographisch vertheilen. Im Norden, wo fast nur Vollblutneger wohnen, ist die träge Masse dem Despotismus zugethan. Im Süden, dem Lande der Mulatten, hat ein unruhiger, zu steten Putsch geneigter Oppositionsgeist seinen Sitz. Nachdem der blutige Dessalines, als Kaiser Jacques der Erste genannt, schon im zwölften Monat seiner Regierung ermordet worden, zerfiel das Reich in die ebengenannten beiden Hälften. An der Spitze der Partei, die den Tyrannen gestürzt, standen der Negergeneral Christoph und der Mulatte Pétion. Verschiedene Bildung und verschiedene Bestrebungen ließen die beiden sich trennen, sobald sie den gemeinschaftlichen Gegner besiegt. Das Ergebniß eines dreijährigen Kampfes zwischen ihnen war, daß im Süden eine Mulattenrepublik mit Pétion als Präsidenten, im Norden ein Negerstaat mit Christoph als König entstand. Zwischen beiden Staaten herrschte äußerlich zwar Ruhe, aber im Grunde haßten sie sich gegenseitig, und die schwarze Hälfte erwartete nur eine Gelegenheit, um die gelbe zu unterwerfen. Nach Pétions Tode, im Jahre 1818, schien diese Gelegenheit gekommen. Henri der Erste, wie Christoph sich seit seiner Thronbesteigung nannte, versuchte die Nachbarrepublik zu erobern. Er fand indeß in Boyer, dem Nachfolger Pétions auf dem Präsidentenstuhl, einen Gegner, der ihm gewachsen war, und da sein grausames Regiment im eignen Lande bald nachher einen Aufstand der Mulatten hervorrief, in dessen Folge ihn seine Truppen verließen, so machte er im October 1820 seinem Leben durch einen Pistolenschuß ein Ende, worauf, da das königliche Heer sich Boyer unterwarf, eine Vereinigung beider Theile des ehemals französischen Domingo unter der Verfassung der Mulattenrepublik zu Stande kam. 1822 schloß sich diesem Staat auch der spanische Antheil der Insel an, welcher sich im Jahr vorher frei gemacht hatte.

Diese Republik wurde allmählig von allen Mächten, 1825 auch von Frankreich anerkannt. Boyer regierte mit Verstand und Rechtschaffenheit nach einer Verfassung, welche alle guten Dinge der freiesten europäischen Constitutionen, Freiheit der Person und der Presse, Verantwortlichkeit der Beamten u. a. enthielt, die Gesetzgebung einem Senat und einer Abgeordnetenkammer übertrug und dem Präsidenten nur die vollziehende Gewalt gab. Er traf

mancherlei Maßregeln, seine Neger und Mulatten zu civilisiren, und that namentlich vieles zur Hebung des Ackerbaues. Wenn die Republik trotzdem nicht vorwärts kam, so lag das zum Theil an den schweren Lasten, welche ihr der Vertrag mit Frankreich auferlegt hatte, zum bei weitem größeren Theil aber an dem trägen, stumpfsinnigen Naturell der schwarzen Bevölkerung und an den Parteiuntrieben, welche in dem Haß der Neger gegen die Mulatten ihre Wurzel hatten. Zwar erließ Frankreich 1838 einen beträchtlichen Theil der ursprünglich auf 150 Millionen Franken festgestellten Summe, mit welcher Haiti die ehemaligen Plantagenbesitzer entschädigen sollte. Aber die Opposition des Abgeordnetenhauses gegen den Präsidenten dauerte trotz der durch diese Minderung der Ausgaben ermöglichten Herabsetzung der Steuern unter allerlei Vorwänden fort. Boyer fand sich dadurch veranlaßt, die Zügel straffer anzuziehen. Er schritt endlich zu Gewaltmaßregeln. Die Gährung wuchs hierdurch. Es erfolgten Aufstände, die 1843 zu einer allgemeinen Revolution führten, welche nach einem kurzen, aber von den wildesten Excessen begleiteten Bürgerkrieg mit der Absetzung Boyers und dessen Flucht nach Jamaika endigte.

Die weitere Folge war eine mehrjährige Anarchie. Eine provisorische Regierung, den General Rivière an der Spitze, versuchte Ordnung zu schaffen. Eine Gegenrevolution im Westen wurde blutig unterdrückt. Dagegen riß sich der ehemals spanische, vorwiegend von Mulatten bewohnte Antheil von Haiti los und constituirte sich als selbstständige Republik, die sich mit Erfolg gegen die Angriffe Rivières behauptete. Bald nachher erklärte General Pierrrot zu Cap Haitien den Norden, ein anderer Neger, Namens Macau zu Cayes den Süden für unabhängig, und zu gleicher Zeit decretirte die bisherige Partei des Präsidenten Rivière zu Port au Prince, der Hauptstadt, die Absetzung dieses letztern und ernannte den schwachen und stets betrunkenen schwarzen General Guerrier zu seinem Nachfolger. Guerrier faßte den Vorsatz, sich des Branntweins zu entwöhnen, seine Natur hing aber zu fest daran, und so riß über dem Versuch sein Lebensfaden. Pierrrot, jetzt zum Präsidenten von ganz Haiti gewählt, versuchte sich durch Grausamkeiten zu behaupten, wurde aber nach wenigen Monaten verjagt, da seine Weigerung, die mit Frankreich vereinbarte Entschädigung weiter zu bezahlen, einen Krieg mit den Franzosen herbeizuführen drohte. Ihm folgte als Präsident der General Riché, der durch Entschiedenheit und Umsicht die Ruhe wieder herzustellen wußte, und mancherlei verständige Maßregeln traf, ja selbst das unmöglich Scheinende, eine Besserung der trostlosen Finanzlage des Landes, möglich machte. Unglücklicherweise starb er schon nach einigen Monaten (wie es hieß, an den Folgen einer zu starken Dosis Kantharidentinctur, mit welcher der siebenjährige Greis sich zu verjüngen versuchte) und seinem Nachfolger, dem General Sou-

louque, war es vorbehalten, den Staat zu einer vollständigen Caricatur europäischer Monarchien zu machen.

Anfänglich schien Soulouque die Erwartungen, welche im Senat seine Wahl veranlaßt, rechtfertigen zu wollen. Er war ein echter Neger und als solcher den Schwarzen angenehm, er stand aber zugleich mit den verschiedenen Classen der Mulatten auf gutem Fuße, und so schien seine Erhebung zum Präsidenten eine Art Compromiß der Parteien. Aber nur zu bald zeigte sich, daß von ihm für die Besserung der Zustände des Landes nichts zu hoffen, wol aber viel zu fürchten war. Der Pöbel unter den Schwarzen glaubte, daß Boyer vor seiner Vertreibung im Garten des Präsidentenhauses einen Zauber in Gestalt einer Puppe vergraben habe, welcher allen seinen Nachfolgern unvermeidlich den Untergang bereite. Auch mit dem Präsidentenstuhl sollte er eine Hexerei vorgenommen haben; deshalb seien die vier auf ihn folgenden Nachhaber so rasch nacheinander zu Grunde gegangen. Soulouque, völlig ungebildet, halb katholischer Christ, halb Fetischanbeter (er gehört dem Geheimbunde des Vodou an, einer Art heidnischer Freimaurerei, welche Schlangenverehrung und blutigen Zauber treibt), theilte diesen Aberglauben, ließ Nachgrabungen nach der mörderischen Puppe im Garten anstellen, einen neuen Präsidentenstuhl bauen und andere Thorheiten dieser Art vornehmen. Die Mulatten lachten darüber. Soulouque erfuhr ihre spöttischen Bemerkungen und sann fortan auf Rache und auf Ausrottung aller, die nicht seinen Glauben theilten. Er näherte sich mehr und mehr der Partei der sogenannten „Ultraneger“ und suchte sie für seine Pläne, unter denen ohne Zweifel schon damals das Streben nach dem Kaisertitel eine Stelle einnahm, die aber zunächst auf Vertilgung aller einigermaßen Gebildeten hinausliefen, zu gewinnen. Es wurde das Gerücht verbreitet, die freigeistliche Partei stände mit Boyer noch immer in Verbindung. Man setzte Sagen von Verschwörungen, Höllenmaschinen, communistischen Tendenzen unter den Mulatten in Umlauf, und nachdem die Hefe des Volks auf diese Weise vorbereitet war, begann auf Anstiften des Präsidenten am 16. April 1848 zu Port au Prince ein entsetzliches Morden aller wohlhabenden und gebildeten Einwohner, vorzüglich der Mulatten, welches sich im ganzen Lande wiederholte und besonders im Süden mehrere Monate fort dauerte. Diesem Sieg versuchte Soulouque 1849 einen neuen hinzuzufügen, indem er mit einem Heer von 20,000 Mann zur Unterwerfung der Mulatten von San Domingo aufbrach. Er wurde indeß von diesen in der Schlacht bei Savanna Numero aufs Haupt geschlagen, was ihn jedoch nicht verhinderte, in Port au Prince als Triumphator einzuziehen. Dem „Retter des Vaterlandes“ wurde von seiner Partei die Krone angetragen, er nahm sie an, und da ihm für ein Reich von einer halben Million Einwohner der Königstitel zu wenig schien, so verfügte er, daß es eine Kaiserkrone sein

folgte. Nun folgte auf das Trauerspiel eine Posse, die, wenn man nicht wüßte, daß Soulouque und sein Volk sie in vollstem Ernst aufführten, für einen Schwank gehalten werden könnte, den Negern von einem der Schätze Europas ins Ohr geblasen, um zur Verhöhnung des Adels- und Ordenswesens und der Despotie in Europa zu dienen.

Soulouque mußte — er war früher Sklave auf der Plantage eines Herrn Biallet gewesen und konnte nur nothdürftig lesen — vermuthlich nur von einem Kaiser vor ihm. Diesem, dem ersten Kaiser der Franzosen, mußte er es in allen Stücken gleichzuthun suchen. Napoleon der Erste ließ sich mit mittelalterlichem Gepränge krönen, also mußte Faustin der Erste, wie sich der neue Negerkaiser zu nennen geruhte, ebenso gekrönt werden. Napoleon der Erste war dabei vom Papst gesalbt worden, Faustin der Erste, der auf diese Ehre keine Aussicht hatte, schickte seinen Hofkaplan Cessens nach Rom, um ihn dort für den Salbungsact in einen Generalvicar des päpstlichen Stuhles umwandeln zu lassen, ein Titel, der wenigstens ein Surrogat für das Erscheinen des heiligen Vaters unter seinen schwarzen Söhnen war. Napoleon der Erste hatte seinen Soldaten Adler auf die Fahnenstangen gesetzt, hatte sich mit einem zahlreichen Adel neuesten Datums umgeben, hatte sich eine Garde geschaffen, hatte den Orden der Ehrenlegion gestiftet. Faustin der Erste that in allen diesen Dingen so genau desgleichen, als ob er der Schatten seines Vorbildes wäre.

Wir geben nach dem Bericht eines Franzosen, der sich 1849 in Haiti aufhielt, einige Einzelheiten über diese Schöpfungen des kaiserlichen Nachahmungstriebes. Der Verfasser ist hierin um so glaubwürdiger, als er in andern Beziehungen Soulouque von den Lächerlichkeiten, die von ihm erzählt worden, rein zu waschen sucht. Unfre Quelle sagt unter Anderm: „Es giebt im Reiche zwei Orden: einen für Militärs, vom heiligen Faustin und einen für Civilpersonen, das Ehrenlegionskreuz. Bei beiden ernannte sich der Kaiser zum Großmeister, beide zerfielen in Großkreuze, Comthure und Ritter. Die Adelstitel waren: Fürst, Herzog, Graf, Baron und Ritter. Fürsten und Herzöge nahm man aus Divisionsgeneralen und Viceadmiralen (die Flotte Haitis zählt 8 Fahrzeuge, zusammen mit 16 Kanonen und ungefähr ebenso vielen Admiralen, die Landarmee 20,000 Mann mit mindestens so vielen Generalen, als ein gleich starkes Heer bei uns Hauptleute haben würde), Grafen aus den Brigadiers und Gegenadmiralen, Barone aus den Generaladjutanten, Obersten und Schiffscapitänen, so wie aus den Senatoren, Deputirten, Richtern und höhern Zollbeamten. Ein einziger Erlass des Kaisers schuf 4 Fürsten und 57 Herzöge, ein anderer nicht weniger als 91 Grafen mit dem Titel Excellenz, und die besonders fruchtbare Zeit kurz vor der Krönung setzte dazu noch 2 Herzöge, 8 Grafen, 336 Barone und 346 Ritter in die Welt. Die Fürsten

wurden zugleich mit dem Titel Reichsmarschall begnadigt, und man hatte sie mit „Gord und Allerdurchlauchtigste Hoheit“ anzureden. Die Herzöge mußten sich mit Er. Gnaden begnügen. Ihre Titel klangen zum Theil ziemlich wunderbar; denn es gab darunter einen Herzog von Marmelade, einen dergleichen von Limonade, ja einen Herzog von Gefrorenen Zuckerpläschen; indes ist zu bemerken, daß dies Namen von Orten auf Haiti sind und daß man in der französischen Geschichte ähnlichen Adelsnamen, z. B. einer Familie des Pois und de Bouillon begegnet. Alle Fürsten und Herzöge waren Großkreuze des Ordens vom heiligen Faustin und trugen das große Band der Ehrenlegion, alle Grafen Comthure von jenem und Offiziere von diesem Orden. Im kaiserlichen Haushalt gab es einen Großalmosenier, einen Oberstküchenmeister, einen Obersthofmarschall, einen Quartiermeister und eine Menge Kammerherrn, Ceremonienmeister, Bibliothekare, Wappenherolde u. d. m. Die Gemahlin (früher Concubine) Sr. Majestät, die den wohlklingenden Namen Adelina führt, war von einem ähnlichen Hofstaat umgeben, sie hatte unter anderm 56 Palastdamen und 22 Damen von der Kapelle, die sämtlich Herzoginnen, Gräfinnen, Baronessen, Marquisen oder Frauen von Rittern waren. Nicht viel weniger glänzend war der Haushalt der kaiserlichen Prinzessinnen Olivia und Olivetta.

Besondere Sorgfalt verwendete Kaiser Faustin auf Anordnungen, welche die äußere Erscheinung seines Adels betrafen. Für die Fürsten, Herzöge und Grafen wurden weiße, für die Barone rothe, für die Ritter blaue Röcke vorgeschrieben. Die Fürsten hatten neun, die Herzöge sieben, die Grafen fünf, die Barone drei, die Ritter zwei Federn auf dem Hute zu tragen. Bei den Hoffesten gebührte den Fürsten und Herzögen und deren Gemahlinnen ein Tabouret, während für die übrige courfähige Welt nur Feldstühle bereit standen.

Wir lächeln über dieses Puppenspiel, bei dem eine der großen Neujahrs-couren, von denen der „Moniteur Haitien“ mit so würdevoller Sprache berichtet, ungemeine Aehnlichkeit mit einer Vorstellung in unsern Affenkomödien gehabt haben dürfte. Indes wissen wir aus französischen Zeitungen, daß in Frankreich, welches doch „an der Spitze der Civilisation marschirt“, genau dieselbe Titelsucht grassirt, welche Soulouques Schöpfungen hervorrief, und daß auch dort die rothen Bändchen seit einigen Jahren wie die Maikäfer schwärmen und sich jedem ins Knopsloch nesteln, der sie haben mag, und so gilt unsre Heiterkeit zugleich den weißen Originalen des schwarzen Abklatsches, die übrigens nicht bloß in Frankreich, wenn auch dort vorzugsweise, zu suchen sind. Den Regern Haitis war der Titelregen erwünscht, und Soulouque setzte sich damit in den größten Respect. Daß alle seine Gnaden und Gaben kindischer Flietertand waren, blieb ihnen, die keine Vergleiche mit seinen Vorbildern anstellen

konnten, verborgen. Zudem waren die Würden, die er spendete, nicht eben einträglich. Der monatliche Gehalt, der sich an seine Herzogstitel knüpfte, betrug nach unserm Gelde etwa sechzehn Thaler, so viel wie bei uns ein Feldwebel bekommt, und seine Herzoginnen und Gräfinnen hielten es nicht für einen Raub, wenn Hof- feste sie nicht in Anspruch nahmen, sich mit Kram- und Pughandel zu beschäftigen.

In den ersten Monaten des Jahres 1852 herrschte in Port au Prince ein reges Leben. Der Krönungsornat, Krone und Scepter, Ring und Reichsapfel, die Hand der Gerechtigkeit, das Schwert und der blaue mit goldenen Bienen bedeckte Kaisermantel war, in Paris nach dem Muster des Napoleonischen Gezeugs angefertigt, eingetroffen. Die Krönungstiefeln, in Neuyork gemacht und mit 300 Dollars bezahlt, ebenfalls. Die einheimischen Schneider nähten an nichts als den Hofuniformen, welche den Adel schmücken sollten und für welche das Programm — sehr bezeichnend für die Verhältnisse — aufs genaueste die Stickereien, Fransen, Borten, Spitzen, Federn und Mäntel vorgeschrieben, aber nichts von den Hosen und der Fußbekleidung gesagt hatte. Von allen Gegenden des Landes trafen Abgeordnete ein, um der Ceremonie der Krönung beizuwohnen. Diese fand denn auch am 18. April mit allem möglichen Pomp und Getöse statt. Paraden barfuß einherschreitender Truppen, Vertheilung von Adlern, Kanonenschüsse, dann der Act der Salbung, dann siebentägiges Jubelgeschrei und Tanzen, sieben Nächte hindurch fortgesetztes Illuminiren. Wehe dem, der sich nicht freute, er ward als Majestätsverbrecher verhaftet, und wenn er keine vollkommen schwarze Haut besaß, hatte er von Glück zu sagen, wofern man ihm das Leben ließ.

Wir haben gesagt, daß der bettelhafte Adels- und Ordenspomp, mit dem Faustin-Soulouque sich umgab, auf sein Volk eine günstige Wirkung übte. Anderes gefiel weniger. Der Kaiser verlieh dem Lande eine Verfassung sehr freisinniger Art. Dieselbe gewährte bürgerliche und religiöse Freiheit, Freiheit der Presse und des Unterrichts, in Criminalsachen Geschwornengerichte, Ministerverantwortlichkeit u. a. Die Gesetzgebung war einem Senat und einer auf fünf Jahre zu wählenden, jährlich vier Monate tagenden Abgeordneten- kammer übertragen. Dem Kaiser blieb nur die vollziehende Gewalt. Diese und andere schöne Dinge standen aber nur auf dem Papier. In der Wirklichkeit wurde Haiti vollkommen despotisch regiert. Die Presse hatte in der Praxis nur die Freiheit, Soulouque auf jede beliebige Weise zu loben. In Betreff des Unterrichts bestand die Freiheit darin, daß man seine Kinder in die Schule schicken konnte oder nicht, vorausgesetzt natürlich, daß es in der Nähe eine gab, was nur hier und da der Fall war. Die Minister waren verantwortlich, aber nur dem Kaiser, der so wenig Widerspruch vertragen konnte, daß er in den ersten Jahren so ziemlich alle zwölf Monate ein Mitglied seines Cabinetts erschießen ließ. Der Senat, vom Kaiser gewählt, und

die aus den Staatseinkünften gut besoldete Abgeordnetenkammer antworteten auf jede Vorlage mit einem devoten Ja.

Die einzige Freiheit, die dem Volke blieb, war die in Religionsfachen. Der Papst schickte 1853 einen Legaten nach Port au Prince, um mit Sr. schwarzen Majestät ein Concordat abzuschließen. Soulouque wollte davon nichts wissen. Er meinte nicht unverständlich, es bedürfe keiner solchen Uebereinkunft mit dem päpstlichen Stuhl, da die Regierung schon selbst auf Erhaltung des Katholicismus bedacht sei. Haiti sollte vor den aufrührerischen Ränken einer Rom mehr als der einheimischen Oberbehörde gehorchenden Geistlichkeit bewahrt bleiben. Uebrigens hätten die sonst mit ihrem Bannstrahl so freigebigen Statthalter Christi nie daran gedacht, den Sklavenhandel mit dem Bann zu belegen, und endlich hätte der Papst die dem Staat Haiti stets feindlich gesinnten Franzosen in Rom, und gehorchte Haiti jetzt Sr. Heiligkeit, so würde es mittelbar der Herrschaft Frankreichs unterworfen sein. Da die Remonstrationen des Legaten gegen diesen Bescheid nichts fruchteten, so versuchte er es mit Demonstrationen, kam damit aber an den un-rechten Mann. Soulouque stellte ihn unter polizeiliche Aufsicht, und Mon-signore sah sich zuletzt genöthigt, sich unverrichteter Sache nach Hause zu begeben. Zwangsmaßregeln anzuwenden trug man in Rom Bedenken, da Soulouque für den Fall gedroht hatte, mit seinem ganzen Volk zum Metho-dismus überzutreten.

So blieb der haitische Katholicismus sich selbst überlassen, und die Art, wie er sich entwickelte, ist nicht weniger bezeichnend für das Wesen des Neger-thums, als die politische Geschichte des Landes. Die schwarze und gelbe Geistlichkeit verwilderte immer mehr. Dazu kamen europäische Priester, die wegen schlechter Streiche ihre Heimath verlassen hatten, auf Haiti aber, da sie wenigstens lesen und schreiben konnten, auch etwas Latein verstanden, als gelehrte Männer bewundert und sofort angestellt wurden. Die Schließung kirchlicher Ehen gerieth allmählig fast ganz außer Gebrauch, mehr als neun Zehntel der Unterthanen Faustin-Soulouques lebten gleich ihrem Kaiser vor seiner Krönung im Concubinat und liefen nach Belieben zu- und voneinander wie in Afrika, ihrer Urheimath. Endlich trat dazu noch der Götzendienst der Vodureligion, der sich immer weiter ausbreitete, einen großen Theil der einheimischen Priesterschaft zu Anhängern gewann, in Soulouque selbst einen Oberpriester erhielt und, indem seine Gebräuche mit denen der katholischen Kirche verschmolzen, die große Mehrzahl des Volkes von Haiti außer den Heiligen Roms auch noch die Fetischschlange Afrikas anbeten ließ. Daß damit die Barbarei auch auf andern Gebieten des Lebens noch mehr überhand-nahm als früher, kann nicht verwundern, und wenn die schwarzen Stuger von Port au Prince sich die „Pariser Westindiens“ nennen lassen, so ist dar-

unter etwa das zu verstehen, was man an den Parisern von Taffy und Bukarest zu loben hat: pariser Moden und Phrasen.

Die Wodureligion ist ein afrikanischer Kultus, der besonders im Königreich Juida in hohen Ehren steht und schon vor der Vertreibung der Weißen auf Haiti unter der niedern Classe des Volks verbreitet war. Die Gottheit, welche durch denselben verehrt wird, ist eine Schlange, die in einem kleinen, auf der einen Seite nur mit einem Gitter geschlossenen Kasten aufbewahrt, und deren Verkehr mit ihren Anbetern durch einen Priester und eine Priesterin vermittelt wird. Die letztern führen den Titel König und Königin, oder Papa und Maman Wodu. Wie in allen Religionen wilder Völker spielt unter den Ceremonien der Wodufette der Tanz eine Hauptrolle. Die Mitglieder des Bundes werden durch einen Eid, bei dem sie aus einer Urne das noch warme Blut einer frisch geschlachteten Ziege zu trinken haben, zur Verschwiegenheit und zur Ermordung aller, die das Geheimniß nicht bewahren, verpflichtet. Die Eingeweihten finden sich an geheimen Orten zusammen, die ihnen bei der vorhergehenden Versammlung bezeichnet werden. Beim Eintritt legen sie Sandalen an und umhüllen den Körper mit Tüchern, bei denen die rothe Farbe vorherrschen muß. Der Priester trägt ein ganz rothes Tuch in Form eines Diadems um die Stirn, die Priesterin eines von gleicher Farbe als Schärpe um den Leib. Beide stellen sich vor einem am Ende des Versammlungsortes angebrachten Altar auf, welcher den Kasten mit der heiligen Schlange trägt. Diese wird jetzt angebetet und der Schwur der Verschwiegenheit erneuert. Dann preisen der Priester und die Priesterin, abwechselnd das Wort nehmend die Wohlthaten, die der Fetisch seinen Getreuen erweist, und fordern die Versammlung auf, ihm ihre Verehrung darzubringen und sich bei ihm Rath's zu erholen. Dies geschieht. Der Papa Wodu setzt den Kasten mit der Schlange auf die Erde, Maman Wodu tritt darauf und wird von Zuckungen ergriffen, und nun gehen aus ihrem Munde Orakel, je nach der Gelegenheit Verheißungen oder Drohungen hervor. Nachdem die Befragung vorüber, bringt jeder der Theilnehmer an der Ceremonie seinen Tribut dar, und der Ertrag dieser Sammlung bildet den geheimen Schaß des Bundes. Die Priester verkünden hierauf der Versammlung die allgemeinen Gebote des Gottes Wodu und ein neuer Schwur des Gehorsams wird geleistet.

Dann pflegt man neue Mitglieder aufzunehmen, wenn sich deren gemeldet haben. Der Aufzunehmende stellt sich in einen mit Kohle auf den Boden gezeichneten Kreis. Der Papa Wodu gibt ihm ein Packet in die Hand, welches gewisse Kräuter, Pferdehaare, und Horn- und Knochenstückchen enthält, schlägt ihn mit einer Art Pritsche leicht auf den Kopf und beginnt ein kurzes afrikanisches Lied zu singen, welches von den Versammelten im Chor wiederholt wird. Der Candidat fängt an zu zucken und zu zittern, sein Zittern wird,

indem der Geist des Tafia mitwirkt*) zu einer Art Tanz, der zu einem entsegllichen Gliederschlenkern und ellenhohem Emporschnellen ausartet und große Aehnlichkeit mit unserm Beitzanz hat. Der Priester scheint diese epileptischen Zufälle durch Manöver hervorzurufen, welche mit dem thierischen Magnetismus in Verbindung stehen. Es ist indeß möglich, daß sie nur Folge einer ähnlichen religiösen Aufregung sind, wie sie an den amerikanischen Shakern, bei den Revivals und Campmeetings der Methodisten und bei den Zikrs der türkischen Derwische beobachtet werden. Häufig endigt dieses Hüpfen, Verrenken und Grimassenschneiden, während dessen der wilde Gesang fort dauert, mit mehrstündiger Bewußtlosigkeit. Wenn der Tänzer bei seinen Bewegungen den Kreis überschreitet, gilt es als böses Omen, die Sänger schweigen plötzlich, und Papa und Maman Wodu wenden den Rücken, um üble Folgen abzuwenden.

Nachdem der Aufzunehmende die Probe abgelegt, leistet er den Eid der Verschwiegenheit vor dem Altar der Schlange, und nun hebt der Tanz des Wodu an. Der Priester berührt mit der Hand oder dem Fuß den Kasten, welcher den Fetisch enthält. Sofort beginnen ihm alle obern Theile des Körpers zu zittern, und aus dem Beben der Muskeln werden schlenkernde Bewegungen, wie wenn ihm alle Glieder aus den Gelenken gerenkt wären, Dieselben theilen sich wie durch einen elektrischen Strom allmählig den übrigen Anwesenden mit, und bald dreht sich die ganze Gesellschaft in schwindelnder Hast um die eigne Aze. Die Priesterin, die daran Theil nimmt, steigert die Tanzwuth, indem sie die Schellen bewegt, mit denen der Kasten der Schlange behangen ist. Wildes Gelächter und Gestöhn, Purzelbäume, Ohnmachten, Bisse bekunden die unheimliche Fieberwuth der Tänzer, die noch überdies durch das Feuer von Tafia gesteigert wird. Die Schwächern fallen endlich erschöpft zu Boden, die übrigen Theilnehmer der greulichen Orgie tanzen und taumeln nach einem Platz in der Nähe, wo unter der dreifachen Anreizung geschlechtlicher Triebe, des Branntweins und der Dunkelheit Scenen aufgeführt werden, vor denen selbst die stumpfsinnigen Götter Afrikas mit den Zähnen knirschen möchten.

Dies ist die Wodureligion, dies das Geheimniß, welches 1791 im Verlauf einer einzigen Nacht die trägen und weithin zerstreuten Sklavenmassen der Insel zu wüthenden Banden vereinigte, sie sich fast ohne Waffen auf die Bajonette des französischen Heeres stürzen ließ und die Todesverachtung einflößte, welche zuletzt über die Taktik der Weißen den Sieg errang. Mehre der wildesten Führer der Neger gehörten damals dem Bunde an, und jedesmal ehe sie ins Treffen gingen, erhisten sie sich und die Ihren durch die Tänze und Anrufungen vor der heiligen Schlange.

*) Tafia ist junger Zuckerbranntwein, ein Lieblingsgetränk der Neger in Haiti.

Der Streit mit dem Papst machte dem Kaiser in Haiti keine Gegner. Wol aber fand man seinen Despotismus allmählig unerträglich. Die Verfassung bestimmte ihm eine Civilliste von 150,000, der Kaiserin jährlich 50,000 Gourdon's, nach unserm Geld etwa 280,000 Thaler. Dies war mehr als der siebente Theil des gesammten Staatseinkommens. Soulouque blieb aber dabei nicht stehen, er griff nach allem, was zur Befriedigung seiner zahlreichen abenteuerlichen Launen erforderlich war. Zunächst wurden bei Lieferungsverträgen heimliche Geschäfte für die kaiserliche Kasse gemacht. Dann ließ er seine Soldaten, die drei Regimente Kaisergarde nicht ausgenommen, als Handwerker und Tagelöhner für Privatleute arbeiten und strich den dafür gezahlten Lohn ein. Am meisten endlich brachten ihm seine Manöver mit dem Staatspapiergeld ein. Zur Zeit Niemand belief sich die Summe des im Umlauf befindlichen Papiergeldes auf 17 Millionen Gourdon's, unter Soulouque war sie bereits zwei Jahre nach seiner Krönung auf 50 Millionen gestiegen. Der Kaiser gab geraume Zeit nacheinander täglich für 20,000 Gourdon's Zettelmünze aus, und wehe dem, der sich weigerte, sie anzunehmen. Soulouque war nach seiner eignen Ansicht überaus gutherzig, nur nicht gegen Rebellen und Hochverräther. Ein Unterthan aber, der sein Papier nicht für gut ansah, war ihm ein Hochverräther erster Classe, und für diese gab es nur eine Strafe, den Tod. Zu Gunsten der fremden Kaufleute mußte er indes eine Ausnahme machen. Diese nahmen für die Waaren, welche sie importirten, die Soulouqueschen Zettel nicht. Sie ließen sich, da so gut wie kein anderes Geld vorhanden war — wenigstens nur in den Truhen des Kaisers und einiger seiner Günstlinge — mit Kaffeebohnen bezahlen, die hier zuletzt beinahe wie die in der Heimath der Schwarzen gebräuchlichen Kauris gebraucht wurden, so daß auch in dieser Beziehung das echte urwüchsigte Afrikanerthum sich seiner vollkommenen Wiederherstellung näherte.

Der Kaffee ist das Hauptzeugniß der Insel, er ist die Basis der dortigen Finanzen und wird von Soulouques Negern nach einer Zwangsverordnung gebaut, was indes nicht hinderte, daß die Ausfuhr, die unter Boyer sich noch auf 50 Millionen Pfund belaufen hatte, unter Soulouque auf 35 Millionen Pfund herabsank. Der Kaiser nahm, um sich für seine Ausgaben eine sichere Quelle zu verschaffen, ein Zehntel der ganzen Kaffeelernte für sich in Anspruch und monopolisirte eine Anzahl von Agenten, an welche die Besitzer von Kaffeeplantagen allein ihren Kaffee verkaufen durften. Diese Agenten drückten natürlich, da sie keine Concurrnz zu fürchten hatten, die Producenten aufs äußerste und zahlten ihnen dafür nur Papiergeld, während sie von den europäischen Exporteuren gutes Geld für ihre Waare erhielten, von dem sie dann an die kaiserliche Kasse den erwähnten Zehnten abführten. Unter solchen Verhältnissen würde der von Natur träge Negerbauer, wenn

jene Zwangsverordnung ihn nicht mit Strafe bedroht hätte, die Pflege seiner Kaffeegärten um so lieber aufgegeben und sich dem Schicksal der Armuth überlassen haben, als einige Bananen und Wurzeln hinreichten, ihm das Leben zu fristen, und Kleider, so wie andere Bedürfnisse civilisirter Völker ihm bei dem Klima seiner Insel als entbehrlich erschienen.

Erst im Juli 1850 gelang es den fremden Consulu durch energische Vorstellungen, die Aufhebung der Monopolisirung zu erwirken. Der Kaiser sah darin eine Beeinträchtigung seiner Macht, und da er den Fremden nichts anhaben konnte, so mußten es die Mulatten entgelten. Sie wurden des Einverständnisses mit den Consuln angeklagt, und es begann von neuem eine Reihe der greulichsten Scenen, Einkerkierungen, Hinrichtungen und Ermordungen.

Für Schulen that Soulouque nichts, er setzte sogar die unter Boyer im Budget für Zwecke des Unterrichts bestimmte Summe von 20,000 Thalern auf ein Drittel herab. Man kann sich denken, was dafür bei einer Bevölkerung von einer halben Million Menschen geleistet werden konnte, wenn man damit vergleicht, daß eine unserer Mittelstädte jährlich mehr als doppelt so viel für ihr Schulwesen ausgibt.

Etwas besser scheint für das Heer gesorgt gewesen zu sein. Indes zahlte der Kaiser auch hier mehr mit Titeln und Orden als mit Geld. Der Sold der Offiziere und Soldaten war gering und wurde obendrein unregelmäßig und mit Verkürzungen, überhaupt aber in dem fast werthlosen Zettelgeld ausgezahlt. Um sich indes unter den Generalen Freunde zu erhalten, gewährte ihnen Soulouque gelegentlich einen Antheil an den Unterschleifen bei Lieferungsverträgen und dergleichen, und im Uebrigen halfen sich die höhern Offiziere durch Erpressungen oder dadurch, daß sie sich bestechen ließen — Auskunftsmitel, die auch unter den Civilbeamten an der Tagesordnung waren. Die Ausrüstung und Uniformirung der Armee war über alle Begriffe kläglich. Ein Amerikaner, derselbe, der nach dem Obigen die drastische Antwort in Betreff der Production Haitis bekam, erzählt davon Folgendes:

„Wir kletterten mühsam über das zerbrochene Holzgerüst der halbvermoderten Landungsbrücke (von Jacmel) und wurden sofort umringt und sehr geläufig französisch angeredet von dem zerlumptesten Gefindel, unter das ich jemals in meinem Leben gerathen war. Ich dachte zuerst beinahe, es handle sich um irgend ein pantomimisches Fest, und dieses Sammelsurium von alten Lappen und Fegen sei eben der Spasß des Tages. An der Ecke der Uferbastei stand eine Schildwache auf Posten, daneben war ein Schuppen, der als Hauptwache zu dienen schien, mit ungefähr einem Duzend Soldaten an der Thür. Diese militärischen Neger waren ebenso komisch mit Lumpen und Lappen behangen wie die anderen. Kaum zwei von ihnen sah ich gleichmäßig bewaffnet und uniformirt. Es war ein Mummenschanz, der sich ausnahm,

als hätten seine Theilnehmer sich mit den weggeworfenen Säbern einer herumziehenden Komödiantentruppe ausstaffirt. Auf dem Kopf des Einen saß ein Infanteriekäppi, das auch als Feuereimer zu brauchen gewesen wäre, auf dem des Andern eine Husarenmütze, die lange Jahre als Aschpfanne gedient zu haben schien. Ein Bursch war completer Grenadier bis zum Kinn, von da an weiter herab ein vollständiger Lumpenkerl, ein Vierter trug Generalsepauletten, aber weder Schuhe noch Strümpfe. Hier hatte einer bloß ein Bajonett an der Hosentasche hängen, dort ein anderer einen alten schäbigen Galanteriedegen, da ein dritter eine verrostete Muskete — der ganze An- und Aufzug war eine Caricatur von verträdeltem Putz und Uniformen. Ich war im Begriff, die Leute aus purer Artigkeit anzulachen. Der wilde ingrimmige Blick jedoch, mit dem sie uns vom Kopf bis zu den Füßen maßen, ließ mich ernst bleiben. Die Weißen werden hier bloß geduldet, und da meine Haut von dieser verdächtigen Farbe ist, so erwählte ich das klügere Theil und war höflich.“

Von aller dieser Erbärmlichkeit war in den amtlichen Berichterstattungen, welche die Minister Soulouques dem Abgeordnetenhaus alljährlich vorlegten, natürlich nicht die Rede. Die Regierung, heißt es in einem dieser phrasenreichen Actenstücke, biete alle Mittel auf, um den Ackerbau zu heben; denn sie wisse sehr wohl, daß er die Grundlage des Wohlergehens der Bevölkerung bilde. Alle Unterthanen hingen deshalb auch mit ganzer Seele an ihrem geliebten Herrscher, Kaiser Faustin dem Ersten. Sr. Majestät habe dies in vollem Maße bei seinen Rundreisen während der letzten Jahre erfahren. Handel und Verkehr seien im Steigen begriffen; namentlich habe sich die Einfuhr im Lauf der letzten vier Jahre um das Vierfache gesteigert. Deckten trotzdem die Einnahmen noch immer nicht die Ausgaben, so wäre die Schuld davon lediglich in den außerordentlichen Bedürfnissen des Staats zur Abtragung der Schuld an Frankreich und zur Zahlung der Interessen von Anleihen zu suchen, welches alles von den vorhergehenden Regierungen versäumt worden sei.

Demgegenüber stimmen alle unparteiischen Berichte überein, daß das Negerreich Haiti unter Soulouque mit jedem Jahr rascher seinem materiellen Ruin entgegenging. In dem Maße aber, in welchem das Volk verarmte, füllten sich, trotz der großen Ausgaben des kaiserlichen Hofhaltes, der allein dreimal mehr kostete, als der gesammte Staatshaushalt zur Zeit Boyers, die Truhen Soulouques immer mehr, und er soll, als er endlich vertrieben wurde, einen Privatschatz von 28,000 Dublonen und 5 Millionen brasilianischer Pesos — zusammen etwa 7,617,200 Thaler zurückgelassen haben — gewiß eine schöne Ersparniß bei elfjähriger Herrschaft über eine halbe Million Menschen, zumal, wenn man in Anschlag bringt, daß die Summe dem Volke direct ausgefaugt, nicht wie anderwärts durch geschickt dirigirte Börsenmanöver aus der Tasche der Nation gelockt worden war. Soulouque scheint übrigens schon vor

Jahren eine Ahnung gehabt zu haben, daß ihm gelegentlich etwas Menschliches passiren könne. Der wichtigste Mann nach ihm war sein Cabinetssecretär, Graf Delva. Dieser hatte sich ebenfalls erkleckliche Summen zu ersparen verstanden und dachte sich mit diesen nach Paris zurückzuziehen, um sie in Ruhe vor seinem kaiserlichen Gönner und vor dem Volke zu verzehren. Soulouque, der seine Gedanken errieth, schlug sein Auswanderungsgesuch ohne weiteres ab, indem er sagte: „Haben wir das Fleisch zusammen verzehrt, so wollen wir auch zusammen die Knochen abnagen.“ Die Ahnung hat sich erfüllt, Gönner und Günstling gingen zusammen in die Verbannung.

Vorher mußten indeß noch andere Dinge geschehen, um das Maß voll zu machen. Zu der greuelvollen innern Politik des schwarzen Kaisers traten Unglücksfälle in der äußern. Das Plünderungssystem bei der Besteuerung, die unsinnige Zettelwirthschaft Soulouques, sein grimmiges Todtschießenlassen beim bloßen Anschein von Widerseßlichkeit war gepaart mit einer ungeschickten Kriegsführung, und so wurde sein Regiment endlich selbst den stumpfsinnigen Negern unerträglich.

Oben ist erzählt, daß die im Osten Haitis gelegene Mulattenrepublik, die sich 1822 mit Haiti zu einem Staat vereinigt, nach Boyers Sturz sich wieder losriß und sich, von Soulouque wiederholt angegriffen, der Unterjochung zu erwehren wußte. Diese Republik war ein zu werthvolles Stück Land, und der Haß Soulouques gegen alle Weiß- und Gelbhäute zu brennend, als daß der Negerkaiser nicht neue Eroberungsversuche hätte machen sollen. So begann er ungeachtet der Vermittlungsversuche Englands, Frankreichs und der nordamerikanischen Union im September 1850 wieder die Feindseligkeiten gegen die Dominicaner, allein das Landheer des Kaisers erlitt schon im October in den Gebirgen von Vanica eine schwere Niederlage, zur See verlor er eine Brigg, und Anfang 1851 verlangten die genannten drei Mächte von ihm Anerkennung der Unabhängigkeit Dominicas oder mindestens einen Waffenstillstand auf zehn Jahre. Soulouque bot hierauf in einer Proclamation die Hand zum Frieden, setzte aber gleichwol die Feindseligkeiten noch eine Weile fort und rief erst dann sein Heer von der Grenze zurück, als einige andere Niederlagen, namentlich aber der drohende Anschluß Dominicas an die Vereinigten Staaten ihn belehrten, daß er damit sein eignes Verderben herbeiführen werde.

Die Nordamerikaner hatten schon seit langer Zeit ihr Augenmerk auf Haiti geworfen, und zunächst wäre ihnen Dominica willkommen gewesen. Dominica wäre, abgesehen von dem Werthe desselben für Handel und Schifffahrt der Nordamerikaner, ein Vorposten gegen Cuba. Man unterhandelte, um einen Anschluß anzubahnen, und es war im October 1854 nahe daran, daß ein Vertrag zu Stande kam, welcher den Amerikanern große Vortheile

Grenzboten I. 1859. 55

versprach. Der treffliche Hafen Samana sollte nach demselben unter dem Schein eines zwanzigjährigen Pachts an die Union abgetreten, dort Kohlenlager für eine zwischen Neuyork und San Domingo einzurichtende Dampfschiffahrt angelegt werden und die nordamerikanischen Bürger, welche sich hier niederlassen würden, nur von ihrer einheimischen Behörde abhängig sein. Man sieht, wenn dies zur Ausführung gekommen wäre, so hätten die Yankees hier festen Fuß gefaßt, und Dominica wäre wahrscheinlich noch vor Ablauf jener zwanzig Jahre der Union einverleibt worden. England und Frankreich erhoben bei dem damaligen Präsidenten Santana Einspruch, und so wurde der bereits unterzeichnete Vertrag nicht ratificirt. Soulouque, welcher wußte, daß die Einfügung der Nachbarrepublik in den nordamerikanischen Staatenbund die Eroberung Haitis nach sich ziehen müsse, und dem die Engländer und Franzosen begreiflich machten, daß seine fortgesetzten Angriffe auf die Dominicaner, wosfern sie Erfolg hätten, die Mulatten nöthigen würden, sich den Yankees in die Armee zu werfen, ließ die Waffen ruhen, konnte sich aber demungeachtet nicht entschließen, die Unabhängigkeit der „Rebellen“ anzuerkennen. Im April 1855 schien er indeß seine Ansicht geändert zu haben, wenigstens theilte Santana dem Senat von Dominica zu dieser Zeit mit, Soulouque habe sich zur Anerkennung der Republik geneigt erklärt, ja er sei sogar bereit, ein Bündniß mit ihr abzuschließen. Die bald nachher entdeckte Verschwörung in Dominica und die daraufhin von Santana verfügten grausamen Hinrichtungen und Verfolgungen, welche in dem bis dahin kräftig aufblühenden Gemeinwesen überall hin Gährung und Zerrüttung verbreiteten, machten Soulouque wieder andern Sinnes. Aber wenn er hoffte, jetzt mit seinen Plänen durchzudringen, so hatte er sich auch diesmal getäuscht.

Die Verschwörung in Dominica hing jedenfalls mit Untrieben der Yankees zusammen. Die Freundschaft zwischen den beiden bedeutendsten Männern des Staats, dem Sieger im Kampf mit den Haitiern, General Santana, und dem Gehilfen desselben beim Aufbau der Verfassung, General Baëz, war während der Präsidentsur des letztern erkaltet und hatte endlich bitterm Haß Platz gemacht. Als 1853 Baëz seine Stelle niederlegte, wurde er auf Santanas, seines Nachfolgers, Betrieb verbannt und zog sich nach Neuyork zurück, wo er alles aufbot, um seinen Gegner zu stürzen. Die Verbindungen, die er in seinem Vaterland zurückgelassen, boten ihm dazu die Handhaben. Es bildete sich jene Verschwörung, deren Zweck die Zurückberufung des Verbannten und seine Erhebung auf den Präsidentenstuhl war. Santana verfuhr gegen die Anhänger seines Gegners mit furchtbarer Strenge, ließ eine große Anzahl derselben zu Seybo, wo er residirte, erschießen und trieb die übrigen aus dem Lande. Die Folge war eine allgemeine Verkehrsstockung und eine fast vollständige Entwerthung des Papiergeldes der Republik, so daß

man im April 1855 zu San Domingo für einen Dollar in Silber siebenzig Dollars des umlaufenden Zettelgeldes erhielt.

Diesen Moment der Zerrüttung erfaß Soulouque zu einem neuen Angriff. Im December 1855 überschritt er mit einem Negerheer von etwa 5000 Mann die Westgrenze Dominicas in der offen ausgesprochenen Absicht, seine „wider-spentigen Unterthanen“ koste es was es wolle zum Gehorsam zurückzuführen. Die Dominicaner wußten ihm indeß trotz ihrer Parteiungen auch diesmal mit Energie zu begegnen. Sie gingen ihm mit einem Heer entgegen, welches allerdings weit schwächer als das der Angreifer war, aber wieder von Santana, dem bewährten Feldherrn, dem „Löwen von Seybo“ befehligt wurde. In dem ersten Treffen bei San Tome schwankte der Ausgang, so daß beide Theile sich den Sieg zuschrieben. Im zweiten aber, welches bei dem Orte Cambronal stattfand, wurden die Truppen Soulouques aufs Haupt geschlagen und beinahe völlig aufgerieben. Auch der Kaiser ward einige Wochen zu den Todten gezählt. Aber plötzlich stellte er sich in Port au Prince wieder ein und begann eine neue Armee zu sammeln. Die entschlossene Haltung der Dominicaner indeß so wie die Einmischung Englands und Frankreichs zu deren Gunsten verhütete vorläufig weitere kriegerische Maßregeln, und es kam zu einem Waffenstillstand, der auf drei Jahre abgeschlossen wurde.

Als dieser Waffenstillstand sich seinem Ende näherte, begann Soulouque sich wieder zu rüsten, da neue Wirren in Dominica ihm neue Aussichten auf Erfolg gewährten. Aber der Napoleon Haitis hatte seine Rolle ausgespielt. Nach einer Handelskrise erreichte die Noth des Volkes und die Unzufriedenheit aller Classen eine solche Höhe, daß man offen zu murren wagte. Der Kaiser, davon in Kenntniß gesetzt, erließ ein Gebot, dem gemäß niemand, auch die Fremden nicht, sich unterstehen sollte, über öffentliche Angelegenheiten zu sprechen, oder gar nachtheilige Kunde irgendwelcher Art über die Regierung zu verbreiten. Dann schickte er sich an, eine Verschwörung, die in den nördlichen Provinzen aufgespürt worden, in seiner gewöhnlichen Weise durch massenhafte Hinrichtungen zu ersticken. Er kam indeß damit zu spät. Die Verschwornen wußten, daß man ihnen auf der Spur war, und daß es sich um ihre Köpfe handelte. So beeilten sie sich loszuschlagen, und ein Aufstand brach aus, vor dem Faustin Soulouque nach wenigen Tagen die Flagge streichen mußte.

Das Haupt der Verschwornen war der Divisionsgeneral Fabre Geoffard, Herzog de Table. Dieser fuhr am 22. December vorigen Jahres mit seinem Sohn und zwei Andern in einem Boote von Port au Prince nach Gonaives ab, wo sich ein gewisser Legros und drei andere Verschworne mit ihnen vereinigten. Sie verschafften sich Pferde, und diese acht Personen sprengten dann mit verhängtem Zügel und gespannten Pistolen in den Ort

und riefen: „Es lebe die Republik! Es lebe die Freiheit!“ Niemand wider-
setzte sich ihnen, am wenigsten die Soldaten der Wache, welche sogar auf
ihren Befehl Alarm schlugen. Der Platzcommandant zögerte erst ein wenig,
erklärte sich indeß als alter, dem Blutvergießen abgeneigter Mann endlich für
die Bewegung. Mit ihm schlossen sich sämtliche Offiziere und Civilbeamten
der Stadt dem Aufstand an. Man öffnete die Gefängnisse, um die wegen
politischer Verbrechen Eingekerkerten frei zu lassen, die natürlich mit doppelter
Bereitwilligkeit in den Ruf: „Es lebe die Freiheit! einstimmten. Am nächsten
Tage wurde Geffrard feierlich zum Präsidenten der Republik Haiti ausgerufen
und zu gleicher Zeit „General Soulouque“ wegen verschiedener Verbrechen,
unter anderm Diebstahl — als im Anklagestand befindlich erklärt. In der
Kirche wurde ein Te Deum gesungen und ein schwarzer Abbé hielt eine wohl-
gesetzte Gelegenheitsrede. Auch Geffrard erfreute die Versammelten mit einem
Erguß seiner Beredsamkeit, in welchem er die Gründe der Erhebung angab,
und wie das bei solchen Fällen der Brauch, durchgreifende Reformen, Ab-
stellung aller Mißbräuche, eine neue Aera der Wohlfahrt des Vaterlandes
und ähnliche vortreffliche, in Haiti vorläufig unerreichbare Dinge versprach.
Am 24. brach er nach der befestigten Stadt St. Marc auf, deren Comman-
dant sich ihm ohne Zaudern anschloß. In dieser starken Stellung und an
der Spitze von zwei Regimentern erwartete der neue Präsident die Unterwer-
fung der übrigen Orte. Nach wenigen Tagen war die Republik von Cap
Haitien, Plaisance, Port de Paix, Limbé, St. Michel, kurz von der ganzen
Nordseite der Insel anerkannt, und Geffrard setzte sich jetzt nach der Haupt-
stadt in Bewegung.

Nach den neuesten Nachrichten rückte das Insurgentenheer am 15. Jan.
ohne auf Widerstand zu stoßen in Port au Prince ein und befreite auch hier
zunächst die Gefangenen, welche der Gouverneur der Stadt Bil de Rubin als
verdächtig ins Gefängniß geworfen hatte. Bil de Rubin flüchtete sich mit dem
Cabinetsecretär Delva in das Haus des französischen Generalconsuls, von
wo sie des Nachts verkleidet auf ein Schiff entkamen. Auch Soulouque nahm
seine Zuflucht unter der Flagge Frankreichs; von aller Welt verlassen und
verwünscht, ließ er sich zwei Tage darauf nach dem englischen Transportschiff
„Melbourne“ bringen, welches ihn sammt seinen Getreuen nach Jamaika
schaffte. Zwei Tage nach seiner Abfahrt wurde seine Abdankung veröffent-
licht. Von seinen Schätzen hat er, wie es heißt, nichts retten können.

Präsident Geffrard ist ein Mulatte von etwa fünfzig Jahren, von anstän-
digen Manieren, beim Heere beliebt, den Fremden wohlgeneigt und wie man
behauptet, sehr intelligent. Seine ersten Regierungsmaßregeln zeugen von
Berstand und Mäßigung. Ein im Moniteur Haitien veröffentlichtes Decret des-
selben öffnete dem auswärtigen Handel alle von Soulouque für Ausländer

geschlossenen Häfen, und eine Note an den Präsidenten von Dominica zeigte diesem den Sturz des Kaisers officiell an und ertheilte zugleich die Versicherung, daß man in Port au Prince den Abschluß eines Friedens- und Freundschaftsvertrags mit dem östlichen Nachbarland wünsche. Daß damit die thörichte Wirthschaft auf diesem Theil der Insel ein Ende nehmen werde, wird nach dem Obengesagten niemand hoffen dürfen. Der Stumpfsinn und die Trägheit der Neger läßt sich von ihnen so wenig abwaschen wie ihre Farbe. Ihre Unfähigkeit, einen Staat zu bilden, zeigt sich selbst in Liberia, wo die Verhältnisse ihnen noch günstiger sind wie in Haiti. Der Racenhaß wird über kurz oder lang wieder zum Racenkampf sich entzünden. Schon murren im Süden die Schwarzen, daß es ein Mulatte ist, welcher den Präsidentenstuhl eingenommen hat. Nur die Herrschaft der Weißen kann hier Wandel schaffen. Die der Schwarzen bedeutet Nacht für die Königin der Antillen, die der Gelben höchstens Dämmerung.

Von der preussischen Grenze.

„Wir haben nur die Wahl zwischen dem Schrecklichen und dem Lächerlichen!“ sagte Thiers, als hinter den harmlosen Tischen der Reformbanquets das blutige Gespenst der Revolution auftauchte: „en bon citoyen je préfère le ridicule!“ — Das war verständig gesprochen, und ganz im Sinn der herrschenden Bourgeoisie; aber der scharfsinnige Staatsmann und Geschichtschreiber übersah einen Umstand: Gespenster lassen sich leichter rufen als bannen; das Schreckliche kam doch, und man mußte es zum Lächerlichen mit in den Kauf nehmen.

Die Bourgeoisie ist seitdem von ihrem Thron gestürzt und das Militär hat ihn bestiegen; die Civilkleidung ist der Uniform gewichen, statt der Spritzen fährt man Kartätschen auf, das ganze Costüm hat sich verwandelt. Aber daß man darum doch nicht aufhört, ein „guter Bürger“ zu sein, zeigt die Moniteurnote vom 5. März. Seit zwei Monaten ist ganz Europa in Furcht und Zittern, es wird getrommelt und mit den Degen geklirrt, ein jeder ruft seinem Nachbar zu: „Fürchte du dich, sonst fürchte ich mich!“ — und plötzlich in die Mitte des allgemeinen Lärms tritt der lustige Moniteur und erklärt, es sei alles ein Fastnachtschwank, man sei ja im Carneval! Zunächst steht das schaulustige Publicum verduzt; dann folgt ein lautes, allgemeines, im Ganzen fröhliches Gelächter; einige grollende Töne lassen sich doch dazwischen vernehmen; wir wollen abwarten, ob diese Gespenster dem Bann des Lächerlichen weichen.

„Die öffentliche Meinung macht sich im Ausland von der jetzigen Stellung der Presse in Frankreich keinen richtigen Begriff. Man scheint zu allgemein anzunehmen, daß die Zeitungen einer vorgängigen Censur unterworfen seien, und man schreibt ihnen daher leicht eine Bedeutung zu, die sie im Grunde nicht haben. Man sollte doch wissen, daß die Regierung durchaus keine vorbeugende Einwirkung auf die